

Handwerk



Eine Analyse des Instituts für Wertewirtschaft

Handwerk

Rabim Taghizadegan

Das historische Handwerk	3
Niedergang des Handwerks.....	9
Job oder Beruf?	17
Die Existenzform des Meisters	25
Die Nachfrage nach Handwerk.....	31
Die Seele des Unternehmertums	36

Um die Krise der Gegenwart besser zu verstehen, lohnt oft ein Blick in die Geschichte. Kann dieser Blick auch Wege aus der Krise aufzeigen? In einer Zeit des ewig Neuen steht das Alte unter Generalverdacht. Während „überkommen“ einst ein Synonym für „überliefert“ war und als positives Attribut galt (das „überkommene Recht“ als gutes, gerechtes Recht), assoziieren wir heute mit dem Wort nur noch Negatives: das Veraltete, Verstaubte, zugunsten des Besseren Verlassene. In der Tat ist der Zeitenlauf asymmetrisch, kein Pfeil verweist zurück, so sehr mancher, der an der Gegenwart verzweifelt, dies

auch ersehnen mag. Goethe warnte vollkommen zurecht:

Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen.

Diesen erweiterten Elementen des Vergangenen wollen wir uns nun widmen, im bescheidenen Vorhaben, uns heute fremde Elemente darauf zu prüfen, ob sie als Inspiration dienen können. Wir blicken zurück, weil das Alte uns

heute so fremd erscheint; und am besten läßt sich doch im Vergleich mit dem Fremden das Bestehende prüfen und vielleicht Inspiration für Besseres finden.

Das Element, das wir näher bestimmen wollen, ist die Essenz eines „überkommenen“ Lebensentwurfes: jenes des Handwerkers. Ob dieser Lebensentwurf, um Inspiration für neues Besseres zu sein, der Erweiterung bedarf, soll sich anhand dessen Vergehens weisen. Die Essenz soll in den Archetypus einer Existenzform gegossen werden, um den Heutigen verständlich zu sein und als Element

jenseits spezifischer, längst verflossener Zeitpunkte Gültigkeit zu beweisen – oder nicht.

Das historische Handwerk

Der Blick weit zurück enthüllt zunächst, wie so oft, die fast vollständige Umkehrung der Perspektive im Laufe der Geschichte. Heute gilt das Handwerk, wo es überlebt zu haben scheint, als Lebensentwurf der Unterschicht. Anhand der Berufswahl scheinen gar Klassengegensätze am deutlichsten zu sein. In Wien, um ein Beispiel zu nennen, treten diese Gegensätze heute mit besonderer Deutlichkeit zutage: Im Alter von zehn Jahren scheinen die

Menschen in zwei Klassen aufgespaltet zu werden, die den Lebensweg bestimmen; in Bildung, Beruf Freundeskreisen, in der Freizeitgestaltung wird man künftig getrennte Wege gehen. Die einen werden über den Weg des „Gymnasiums“ zu den höheren Weihen des Studiums gedrängt, und wehe einer gutbürgerlichen Familie droht die Schmach, daß der Nachwuchs es von der Volksschule nicht ins Gymnasium „schafft“! Die anderen trauen sich „nur“ den Weg über die „Hauptschule“ in die Lehre – und damit Berufsausbildung zu. Nur letzterer Weg führt zum Handwerk, der erstere zu den „guten Jobs“, wo man Wohl-

stand mittlerweile eher einhebt, zuteilt, katalogisiert als ihn mit eigener *Hand* zu schaffen.

Ein Blick in die Mythen und Etymologie, beide auf das Älteste verweisend, enthüllt eine Welt, die verschiedener nicht sein könnte. Der biblische Name „Kain“ bedeutet Schmied, in älteren Inschriften jedoch zugleich Fürst. Zahlreich sind die Sagen von Gründerkönigen, die selbst Mauern bauen. Bei den dorischen Griechen schließlich tragen Adlige den Titel Δαμιουργός – Handwerker! Bis spät noch zählt das ehrbare Handwerk als besonders erhaben. Karl IX. hat eine eigene Schmiede-

werkstätte, Ludwig XVI. eine Drechslerbank mitten im Louvre, Karl V. pflegt die Uhrmacherkunst und jeder Hohenzollern-Prinz muß ein Handwerk erlernen. (*Walter Heinrich, 1962: Probleme des Klein- und Mittelbetriebes in Handwerk und Gewerbe.*)

Dieser Bezug verweist in die Vergangenheit einer bäuerlichen Gesellschaft. Familien versorgen sich in der Regel selbst durch Landwirtschaft, die Arbeitsteilung ist gering. Einzelne tun sich durch besondere Fähigkeiten hervor. Zunächst bezeichnet „Weber“, „Wirt“, „Schmied“ keinen Beruf, sondern eine beson-

dere Auffälligkeit, die wenig mit der hauptsächlichen Beschäftigung zu tun hat. Bis in die frühe Neuzeit bleiben die meisten Handwerker Nebenerwerbsbauern. Die besondere Fähigkeit adelt, wird manchmal gar als „Amt“ institutionalisiert. Den Gemeindeschmied versorgt die Dorfgemeinschaft mit Lebensmitteln, die Bauern leisten „Tributzahlungen“, dafür beschlägt er deren Pferde und steht auch als Frühform des Tierarztes rund um die Uhr zu Diensten.

Während der Bauer eher passiv unter und mit den Launen der Natur wirkt, versinnbildlicht

der Handwerker einen aktiveren, schöpferischen Zugang, der sein Werk der Natur abringt. Mythologisch verweist dieses demiurgische Prinzip in besonderer und zwiespältiger Weise auf das Ideal der Freiheit. Der bescheidene Demiurg dient der co-creation, Teilhabe an der Schöpfung, doch verführt der Freiheitstrieb wie kein anderer zum Stolz; der stolze Demiurg lehnt sich gegen die Natur und gegen die Götter auf. Hochmut kommt vor dem Fall, und wer möchte, mag das Motiv des Stolzes in der Entwicklung des Handwerks ein wenig verfolgen.

Bald eint die Handwerker ein gewisses Selbstverständnis, wo sie sich häufen – so insbesondere in den aufkommenden Städten. Doch auch am Land ist der Handwerker selten ein einsamer Stand. Schätzungen aus dem 18. Jahrhundert zeigen, daß sogar am Land auf je 179 Landbewohner etwa ein eigener Schuhmacher kam. Die größeren, städtischen Gruppierungen schließen bald einzelne Bünde. Diese Bünde haben zunächst – darum ist der mythische Bezug von Belang – primär kultische Funktion. Die *Gilde* kommt vom indogermanischen „gildan“, was „opfern“ bedeutet. Die *Zeche* bezeichnet den Beitrag zum kult-

ischen Gelage. Die *Zunft* schließlich verweist auf das, was sich ziemt. Die minutiösen Regelwerke, die in der heiligen Lade der immer prachtvolleren Zunfthäuser aufbewahrt werden, irritieren heutige Leser. Der enge Charakter erscheint geradezu totalitär, von der Grußform bis zur Kleidung scheint alles „festgelegt“ – doch ist es bloß festgehalten. Es handelt sich um Konventionen, die nichts mit den positivistischen, eifersüchtigen Gesetzen unserer Tage zu tun haben. Die Zunftangehörigen pflegen stolz einen gewissen Lebensstil, zu dem freilich zunächst größte Bescheidenheit gehört. Wunderlich aus heutiger Sicht

erscheint dabei die Gemeinschaftlichkeit der Handwerker, gleiche Handwerke siedeln sich oft in derselben Gasse an. Dieses Muster beobachtet man noch heute in den Suks des orientalischen Basars. Die Handwerker sehen sich zunächst als gemeinsam Dienende, die sich gar beim Einkauf koordinieren und Vorteile nicht für sich behalten. Der Berufsstolz schafft im Laufe der Zeit den Berufsstand; die Zünfte erstarren oft zu Kartellen, die eifersüchtig nach Privilegien trachten. Doch wird diese Beschränkung des freien Wettbewerbs heute oft massiv überschätzt. So gab es z.B. in Frankfurt am Main im 14. Jahrhundert nur 14 Zünfte

bei etwa 157 Gewerbebezweigen, in Hamburg 22 Zünfte bei 114 Gewerben. Neben den anerkannten Zünften lagen die meisten, vornehmlich die neueren Gewerbe außerhalb von Zunftprivilegien. Nicht alle Handwerker eines zunftmäßig organisierten Gewerbes gehörten der Zunft an. In vielen Gewerben und Städten gab es neben den Zunftmeistern die sogenannten „Bönhasen“ oder „Pfuscher“, wobei diese Bezeichnungen nicht notwendigerweise etwas über die Qualität der Arbeit aussagen. Auch die Hofhandwerker waren stets ausgenommen, bzw. allgemein jene, die im Schutz von Fürst oder Bischof standen. Schließlich war die

Zunft auf die Stadt beschränkt, die Landhandwerker unterlagen nicht der Zunftordnung.

Das Handwerk wird bald von der besonders hervortretenden Fertigkeit zum vollständigen Lebensentwurf. Junge Burschen beginnen mit einer siebenjährigen Lehrzeit und treten dazu in das Haus des Meisters ein. Das Haus ist vor der Neuzeit ein heiliges, besonderen Schutz genießendes Lebens- und Wirtschaftszentrum; darum konzentriert sich die Ökonomie zunächst vollkommen zurecht auf οἶκος, den Haushalt. Der Lehrling verläßt das Haus sei-

ner Eltern und wird Teil der Familie des Meisters, speist künftig an dessen Tisch. Die Werkstatt befindet im Erdgeschoß, die Schlafräume darüber. Die Arbeitszeit wird mit 14 bis 15 Stunden am Tag angegeben, doch täuscht der direkte Vergleich mit heute. Aufgrund der zahlreichen Feiertage weist die Arbeitswoche in der Regel 4-5 Tage auf, das Arbeitstempo ist oft langsam, die Pausen zahlreich. Eher sollte man von einer Arbeitsbereitschaft sprechen, zumal der Lehrling ja ohnehin im Hause lebt. Der Lehrling erhält kein Gehalt, vielmehr müssen seine Eltern für das Lehrgeld an den Meister aufkommen. Nach der Lehrzeit

beweist sich der Lehrling durch sein Gesellenstück als Geselle und wird vollwertiger Mitarbeiter im Betrieb. Nach einer oft obligatorischen Wanderzeit – der Walz –, die der Verbreitung des handwerklichen Wissens dienen soll, wird der Geselle durch das Meisterstück selbst zum Meister.

Freilich sind die Arbeitsbedingungen im Handwerk oft alles andere als romantisch. Jedes Handwerk weist spezifische Erkrankungen und Schäden auf, die Bäcker erkennt man von weitem an ihren krummen Bäckerbeinen, die Glaser schädigen ihre Lunge, die Gerber und

Färber setzen ihren gesamten Körper aggressiven Stoffen aus.

Niedergang des Handwerks

Zur Erklärung für die Verdrängung des Handwerks durch die Industrie in der Neuzeit dominieren zwei miteinander verbundene Thesen. Die erste sieht den wesentlichen Grund in technologischen Innovationen. Diese hätten eine Industrielle Revolution bewirkt. Insbesondere die Dampfmaschine habe die menschliche Arbeitskraft verdrängt oder zum Fließbandarbeiter degradiert. Zwar ist etwas Wahres dran, doch kann dieser Ansatz die

Veränderungen nicht vollständig erklären. Einerseits ist die Industrielle Revolution als *Revolution* ein Mythos – die Entwicklung verlief über einen viel längeren Zeitraum und viel stetiger als es das Bild glauben macht. Andererseits ist es keine Notwendigkeit, daß Maschinen das Handwerk verdrängen. Der maschinelle Antrieb wurde von Anfang an im Handwerk genutzt, Mühlen, Schmieden und Sägewerke fanden sich an Bächen und Flüssen, um die Wasserkraft zu nutzen. Auch die Dampfkraft fand so zunächst in kleinen Schmiedebetrieben Anwendung, wo sie Bockhämmer betrieb, unter denen der Handwerker

das Werkstück mit der Hand führte. Vor Nutzung der Dampfkraft waren tiergetriebene Maschinen im Einsatz, oft liefen Menschen zum Antrieb in einem Laufrad. Im Zuge der technischen Entwicklung wurden die Maschinen sogar kleiner und handlicher; die Dampfmaschine war universeller und mobiler einsetzbar als die Wasserkraft, der Verbrennungsmotor und schließlich der Elektromotor sind problemlos auch in der kleinsten Werkstatt einsetzbar.

Die zweite These sieht das Handwerk im „entfesselten“ Wettbewerb untergehen, die

zunehmende Globalisierung hätte lokale, handwerkliche Produkte und den Druck globaler Massenware gesetzt. Nun ist auch hier etwas Wahres dran, tatsächlich verdrängten die in England in Massenproduktion gefertigten Stoffe viele Handwerker. Der Wettbewerb ist allerdings nur ein Instrument, um Konsumentenwünsche besser zu befriedigen, kein Selbstzweck und nicht die Ursache dieser Präferenzen. Kaum jemand weint den Handwerkern eine Träne nach, die schlechtere Produkte teurer fertigten, unter höherer Belastung ihrer Gesundheit und der Umwelt. Dieser Verdrängungswettbewerb des Besseren gegen

das Schlechtere ist kein neues Phänomen, die laufende Verfeinerung der Handwerkskunst war nur dadurch möglich, daß bessere Methoden schlechtere verdrängten. Klage wird vor allem geführt gegen jene billigeren Massenprodukte niedrigerer Qualität, die die teureren Produkte des Handwerkers vom Markt gedrängt hätten. Doch dies ist nur dann möglich, wenn für die Konsumenten tatsächlich der Preis das entscheidende Kriterium ist. Um die Durchsetzung des Billigen gegen das Hochwertige zu erklären, müßte man also eine Erklärung für diese Präferenzänderung finden.

Historisch sticht vor allem eine Entwicklung der Neuzeit ins Auge: die zunehmende Vermassung. Dieser Prozeß umfaßt das Wachsen der Großstädte, das Aufkommen der Großbetriebe, die Zunahme der Lohnempfänger, die Vereinheitlichung der Ideen und Präferenzen, die Entstehung der Massendemokratie und schließlich des nationalen Groß- und Massenstaates. Hier ist nicht der Platz, um auf diese Entwicklung näher einzugehen, doch sie ist offensichtlich eng verknüpft mit der Durchsetzung der Massenfertigung und des Massenkonsums. Diese Entwicklung reicht freilich viel weiter zurück als bloß ins 19. Jahrhundert.

Die Einkommen im Handwerk waren seit dem Spätmittelalter im Fallen begriffen, im 18. Jahrhundert betragen sie in Lebensmitteln ausgedrückt nur noch ein Drittel des mittelalterlichen Höchststandes. Nach der Bauernbefreiung hatte die Zahl der Landlosen stark zugenommen. Insbesondere unter den Schichten, die viel Nachwuchs zeugten, reduzierte sich der Landbesitz durch die Erbteilung rasch unter das Maß von ca. fünf Hektar, das damals nötig war, um eine Familie zu ernähren. Dies sind die „Proletarier“ im ursprünglichsten Wortsinn. Diese Zahl vermögensloser Lohnabhängiger nahm rapide zu, insbesondere seit-

dem der entstehende Zentralstaat das Geldwesen als versteckte Einkommensquelle entdeckte und die Massenkriege aufkamen. Durch Münzverschlechterung und schließlich das neuzeitliche Papiergeld fand eine zunächst schleichende, dann in den Hyperinflationen abrupte Enteignung breiter Schichten statt. Diese staatliche Kapitalvernichtung traf naturgemäß das Handwerk besonders hart, da es auf eine breite Basis langfristig gesicherten Eigenkapitals angewiesen ist, zumal es langjährige Qualifikationsentwicklung und -weitergabe erfordert; staatsnahe Massenbetriebe lassen sich stets auch durch Scheinkapital, d.h. Kre-

ditblasen, hochziehen. Die Kriege der Neuzeit schließlich, die nicht mehr von Söldnerheeren geführt werden, sondern auf allgemeinem Wehrzwang beruhen und zwischen Zivilbevölkerung und Kombattanten kaum noch unterschieden, haben in der Regel eine weitgehende Dezimierung des Handwerks zur Folge. Bis Ende 1917 wurde etwa die Hälfte aller Handwerker zum Kriegsdienst einberufen, und etwa ein Drittel aller Handwerksbetriebe mußte schließen. Die Folgen des Zweiten Weltkriegs, mit seiner noch massiveren Kapitalzerstörung, waren noch verheerender.

Selbstverständlich hatte die Industrialisierung schon lange vor den Weltkriegen eingesetzt. Die ideologischen Motive der Zeit und die Rolle des Staates werden hier meist ignoriert, dabei finden sich hier wesentliche Gründe des zunächst sehr langsamen Strukturwandels. Im Zuge der Französischen Revolution kam es zum Verbot aller Zünfte. Diese Politik wurde auch in den napoleonisch dominierten Teilen Deutschlands vollzogen und später auch darüber hinaus. Insbesondere die Gewerbefreiheit wurde hierzu immer wieder als liberales Motiv bemüht. Zwar waren die Zünfte in der Tat teilweise zu wettbewerbsfeindlichen Kartellen

erstarrt, doch lag das eigentliche Motiv anderswo: Die Liberalen waren in Kontinentaleuropa in der Regel enthusiastische Zentralisierer, die von einem modernen Nationalstaat träumten, der von allen vormodernen Elementen zu befreien sei. Die revolutionäre Bewegung zerstörte sehr bewußt alle Institutionen, die dem neuen Machtanspruch des Zentralstaates im Wege standen. Die Gewerbefreiheit war dabei nur eine vorübergehende Folge von kurzer Dauer. Sogleich trat an die Stelle der Zunftbeschränkungen ein zentralisiertes Konzessionswesen, das eine neue Einkommensquelle für den Staat schuf. So berichtet etwa

ein bayerischer Beamte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Stolz, daß er in 15 Monaten von 1.100 Gesuchen auf Eröffnung eines Gewerbebetriebes etwa 900 abgelehnt hatte.

Der neue Zentralstaat trat plötzlich selbst als bedeutendster Nachfrager auf. Ein Beispiel aus Preußen, das die Industrialisierung etwas später, dafür umso schneller vollzog, zeigt die Auswirkung dieser Nachfrage: Die Massenarmee führte zur ersten Nachfrage im großen Stile nach uniformen Gütern – im wahrsten Sinne des Wortes Uniformen. Die einzelnen

Handwerker konnten die gewünschte Homogenität nicht bieten. Zunächst setzte der Staat einen Beamten ein, den sogenannten Faktor, der es in die Hand nahm, die Handwerker zu koordinieren und die gleichmäßige Versorgung mit Rohstoffen sicherzustellen. Nach und nach wurde dieser Faktor zu einem Verleger, der selbst zahlreiche Heimwerker anstellte, die nun auch eher Angestellte als selbständige Einzelunternehmer waren. Der Weg zu den Manufakturen war von da nicht mehr weit. An dieser Stelle erfolgte eine frühe Form der Auslagerung. Die staatlichen Faktoren kamen ihrer Aufgabe nicht hinreichend effi-

zient nach, Streitereien mit den Handwerkern und den Überbleibseln derer Institutionen zur Selbstverwaltung waren häufig. Daher vergab der Staat diese Aufgabe an private Kaufleute, die eine staatliche Abnahmegarantie gleichförmiger Waren erhielten. Dafür investierten diese eigenes Kapital und wirtschafteten auf eigene Rechnung. So entstanden die ersten Großbetriebe und Fabriken Preußens – um staatliche Nachfrage zu decken und auf staatliche Initiative hin. Die einheitliche, konstante Nachfrage erlaubte große „Economies of scale“, Skalenerträge. Geboren war die „Indust-

riepolitik“ modernen Zuschnitts, die Ökonomie verkam zur „Policywissenschaft“.

Während die Großbetriebe Nutznießer dieser staatlich geschaffenen Skalenerträge waren, nahm die Belastung der Kleinbetriebe zu, bis zur vollkommen Überlastung unserer Tage, die die neuzeitliche „Gewerbefreiheit“ offensichtlich Lügen straft. Der Arbeiter, der ein Qualitätsprodukt pro Tag fertigt, trägt in der Regel dieselbe Steuer- und Regulierungslast wie ein Arbeiter, der eine Maschine beaufsichtigt, die 1000 Einheitsprodukte pro Tag produziert. Die Möglichkeit, diese Kosten aufzuteilen,

führt zu massiven künstlichen Skalenerträgen und zu einer zunehmenden Begünstigung von Großkonzernen. Kein Wunder, daß das Handwerk – wider alle Illusionen vom begüterten Unternehmer – heute zu den Niedriglohnbereichen zählt. Zur Illustration einige Zahlen von 2005 aus Österreich: 50% der Schneider verdienen weniger als 6169 Euro im Jahr, 50% der Glaser weniger als 9750 Euro im Jahr und 50% der Spengler und Schlosser weniger als 6789 Euro im Jahr. Viele Handwerker können sich heute oft nicht einmal mehr die nötigen Investitionen zum Erhalt ihres Kapitalbestandes leisten. In erfolg-

reicheren Nischen und Zeiträumen verhindert die progressive Einkommensbesteuerung zudem die Ausschöpfung der optimalen Betriebsgröße und bringt den Handwerker dazu, mehr über abzugsfähige Ausgaben nachzudenken als über Rationalisierungspotentiale.

Job oder Beruf?

Nach dieser historischen Betrachtung, wollen wir nun versuchen, die Essenz des Handwerks freizulegen. Einerseits soll sich weisen, ob die damit verbundene Lebenseinstellung heute jenen als Inspiration dienen kann, die nach

Alternativen zu derzeit dominanten Existenzformen suchen. Andererseits schließen wir hier auch direkt an die historische Analyse an, denn die Erklärungen zum Niedergang des Handwerks waren längst nicht erschöpfend und sparten den wohl wesentlichsten Aspekt aus: Die Veränderung der Präferenzen. Wie gezeigt wurde, haben die Rahmenbedingungen große Bedeutung, doch können sie Veränderungen niemals erschöpfend erklären. Denn was führte zu veränderten Rahmenbedingungen, was begünstigte sie, was legitimierte sie, was führte zu deren Akzeptanz und Nachhaltigkeit? Wie so oft bei geschichtlichen Fragen

haben wir es mit einem Henne-Ei-Problem zu tun; der plausibelste Ansatz ist hier meist, von sich gegenseitig verstärkenden Dynamiken auszugehen.

Veränderte Präferenzen spiegeln sich sowohl auf der Seite der Nachfrage, als auch auf der Seite des Angebots wieder. Die Nachfrage fragt Folgendes: Was suche ich im Produkt? Hier von einer sklavischen Abhängigkeit der vom Angebot geschaffenen „Bedürfnisse“ auszugehen, zeichnet ein Zerrbild vom Menschen. Freilich, Menschen können apathisch sein und schlimmer als wilde Tiere, aber doch

auch so viel mehr. Die Entscheidung bleibt – und wenn es im Einzelnen die Entscheidung für Apathie und Mitschwimmen mit der Masse ist, wofür es auch dann niemals eine zu messende Ursache, nur zu verstehende Gründe gibt. Auch das Angebot antwortet nicht nur, ist nicht bloß durch die Nachfrage determiniert und damit die „Hure“ der Konsumentenwünsche, sondern vermag die Frage zu stellen: Was drücke ich im Produkt aus? Wenn die Nachfrage nur noch blind dem Angebot folgt und das Angebot nur noch für die Nachfrage produziert, wo sollte in diesem Zirkelschluß denn dann das Produkt, das Gut, der

Wert herkommen? Wir hätten das vollkommene Gleichgewicht vollkommener Leblosigkeit erreicht.

Es ist also die Frage zu stellen, ob sich Angebot und Nachfrage der Erzeugnisse des Handwerks von denen industrieller Erzeugnisse grundlegend unterscheiden, um zu beantworten, ob es heute noch einen Platz für das Handwerk geben kann und wo dessen Funktion läge.

Die Frage nach dem Angebot des Handwerks ist die Frage danach, ob es jenseits der Nach-

frage Gründe für den Handwerker gibt, handwerklich tätig zu sein. Natürlich produziert auch der Handwerker für den Markt. Wo er nicht bloß auf Bestellung arbeitet, ist die Werkstatt selbst ein Geschäft oder der Handwerker bringt seine Erzeugnisse auf den Markt, mancher einmal in Woche, ein anderer jeden Tag. Würde er nicht für den Markt, d.h. zur Befriedigung von Kundenwünschen produzieren, könnte man dem Handwerker den Vorwurf reiner Selbstbefriedigung machen; man würde ihn vielleicht eher Künstler nennen, dem das Werk nur an und für sich Werk ist, als bloßer Ausdruck seiner Kunst (bzw.

heute eher seiner selbst). Doch der Handwerker bringt eben auch ein Werk hervor und dieses ist doch stets nicht nur Produkt, nicht nur Mittel zu fremden Zwecken, sondern auch Denkmal des Werkens, Materialisierung, Ausdruck und Ergebnis des Schaffensprozesses an sich. Damit weist das Handwerk über die reine Mittelbarkeit hinaus, über die reine Instrumentalität für fremde Zwecke. Doch was macht ein Werk zum Werk?

Die Etymologie gibt wieder einige Hinweise: Lat. opus steht für Werk und Bedürfnis und teilt den Wortstamm „op“/„ob“ mit dem deut-

schen Üben, der nicht nur werken, sondern auch ehren bedeutet und die Ausübung einer guten Tat oder einer kultischen Handlung umfaßt. Das englische *work* hilft uns, das deutsche Werk besser zu verstehen. Meist wird *work* mit Arbeit übersetzt, doch dafür gibt es noch ein anderes Wort: *labour*. Hierbei handelt es sich entgegen dem Anschein nicht um Synonyme, sondern um zwei ursprünglich grundverschiedene Aspekte des Tätigseins. *work* entspricht dem deutschen Werk, *labour* jedoch eher der Mühsal, eine Frau *in labour* liegt in den Wehen. Diese Bedeutungen sind theologisch interessant, denn beides sind Fol-

gen des Sündenfalls: Die Vertreibung aus dem Paradies bringt dem Menschen die Notwendigkeit, sich sein täglich Brot unter Mühsal zu verdienen und der Frau den Geburtsschmerz. In dieser Dualität der Arbeit zwischen *work* und *labour* bewegen sich auch die zahlreichen theologischen Debatten zum Thema. Während Augustinus die Arbeit hauptsächlich als *work*, als „freudige Fortsetzung des göttlichen Schöpfungswerkes“ (*P.M. Lipburger: „Quoniam si quis non vult operari nec manducet ...“ in R. Reith, 1998: Praxis der Arbeit.*) sah, überwog seit dem Spätmittelalter die Deutung der Arbeit als *labour*.

Die Arbeit als Mühsal ist ein Mittel, unsere Ziele zu erreichen – etwa das täglich Brot. Arbeit als Werk hingegen ist auch ein Zweck für sich, darf aber natürlich auch Mittel sein. Nichts hat dieser Unterschied mit der Mühe der Arbeit zu tun. Das Werk kann mühsam sein und für das Schaffen eines Werkes nehmen wir oft wesentlich mehr Mühsal in Kauf als für andere Zwecke. Doch die Arbeit als reines Mittel ist nur Mühsal, das Werk ist mehr: nämlich selbst Ziel. Für *Mühsal-Arbeit* erwarten wir Kompensation, *Werk-Arbeit* kann selbst Kompensation sein. Wieviel muß ich dir

bezahlen, damit du diese *Mühsal-Arbeit* für mich tust?, fragen wir; in jenen seltenen Fällen der vollkommen sich selbst genügenden *Werk-Arbeit* hingegen müssen wir fragen: Wieviel muß ich dir bezahlen, damit du diese *Werk-Arbeit* nicht tust, sondern etwas anderes? Selig ist dieser *worksmen*, der Werker! Ist diese *Werk-Arbeit* Ausdruck einer besonderen Fertigkeit, einer *craft*, haben wir es mit einem *craftsman*, einem Handwerker im archetypischen Sinne zu tun.

Parallel dazu läßt sich Arbeit in zwei weitere Aspekte aufspalten, die uns nun deutlicher in

die Gegenwart führen: *Job* und *Beruf*. *Job* stand im alten Englisch für einen Kohle- oder Holzhaufen, „den man nach Belieben versetzen konnte“ (R. Sennett, 2008: *Handwerk*). Der Jobber nimmt genauso wechselnde *Arbeitsplätze* ein, disponierbar oder – euphemistisch – „flexibel“. Der *Job* ist nur *labour*, bloßes Mittel, um andere *Zwecke* zu erreichen, etwa unsere Familie zu ernähren. Dies ist nichts an und für sich Schlechtes, wenn der Mitteltopf auch tatsächlich seinen *Zweckdeckel* aufgesetzt bekommt.

Dem gegenüber steht der *Beruf*, der kein bloßer *Platz*, sondern *Bestimmung* ist. Im und für den *Beruf* sind wir *Berufene*, zum Besten in uns *Aufgerufene*. Im *Beruf* liegt ein *Zweck* an und für sich, ein *Zweck* unserer Existenz, nämlich auf eine besondere Weise anderen Menschen dienen zu können. Der *Berufene* ist niemals vollends *auswechselbar*, sein *Beruf* eine wichtige, wenn auch nicht die einzige *Facette* seiner einzigartigen *Persönlichkeit*. Auch der *Berufene* nützt *Mittel*, erfüllt *Jobs* und trägt *Mühsal*; aber er verfügt über die großartige *Möglichkeit*, nicht nur seiner *Arbeit* *Sinn* zu geben, sondern vielmehr durch

Arbeit, durch sein Werk seiner Existenz Sinn zu geben und Mühsal mit Freude tragen zu können. Er hat einen Zweck, der von niemand anderem abhängt als ihm selbst – eine Möglichkeit, selbstgeschaffener Befriedigung.

Warum scheinen die Berufe zugunsten der Jobs auf dem Rückzug zu sein? Ist das Handwerk als Beruf im ursprünglichsten Sinne daher bloß noch ein Anachronismus? Jobs sind bloße Mittel, genauso wie das Geld, das sie uns einbringen, ein bloßes Mittel ist. Mittel sind nicht schlecht, weil sie Mittel sind, und die nobelsten Zwecke sind nichts ohne geeig-

nete Mittel. Doch wenn die Bedeutung der Mittel zunimmt, unsere Gedanken gar um nichts anderes mehr kreisen können als diese Mittel, ist dies ein klares Zeichen dafür, daß wir die Ziele aus den Augen verloren haben. Hier haben wir eine Erklärung für die Dominanz des Jobs als Lebensentwurf, der Erwartungshaltung, daß Arbeit bloß Mühsal ist und sein muß, die nur durch „Freizeit“, durch „Urlaub“, durch „Ansprüche“ erträglich wird. Fehlt die Orientierung, halten wir uns verzweifelt an den Mitteln fest. Wer die Frage „wozu?“ nicht beantworten kann, lenkt sich mit dem „wie“ ab, denn dieses läßt die Zwecke

offen. Wer nicht weiß wohin, trachtet danach, sich alle Optionen offen zu halten und häuft daher Mittel an – im wahrsten Sinne des Wortes zwecklose Mittel. Die Gefahr besteht nun darin, in der Konzentration auf die Mittel die Zweckfrage vollends aus den Augen zu verlieren. Die typische Biographie von heute ist in dieser Hinsicht ernüchternd: Wir ertragen die Mühsal der Schule, um die Universität zu besuchen. Wir ertragen die Mühsal der Universität, um einen Job zu bekommen. Wir ertragen die Mühsal des Jobs, um uns in der Freizeit davon erholen zu können. Auch diese Freizeit verkommt zum reinen Mittel, in Pa-

keten und Pauschalen konsumierbar. Mittel sind überwiegend materiell, Zwecke oft ideell. Darum kann die reine Mittelorientierung als ein Aspekt des heute dominanten Materialismus betrachtet werden.

Die Existenzform des Meisters

Der Mensch strebt nach Sinn und ohne Sinn verkommt er. Dazu muß er sich die Frage nach den Zwecken stellen und sie selbst beantworten. Der Lebensentwurf des Handwerkers bietet die Perspektive eines Berufes, der sich zum Teil selbst als Zweck genügt. Diese

Option ist sicher nicht für jedermann, aber womöglich eine interessante Alternative zum zwecklosen Jobben im Hamsterrad. Und zumindest ein gutes Referenzbeispiel, um heutige Lebensentwürfe kritisch zu vergleichen und zu analysieren. Dazu wollen wir eine Essenz des Handwerkers destillieren: Die Existenzform des Meisters. Die Meisterschaft oder Meisterlichkeit soll als Lebenseinstellung aufgefaßt werden, die am besten durch die von ihr umfaßten Aspekte beschrieben werden kann:

1. Lehre

Der Weg zum Meister beginnt mit dem Lernen – und hört nie damit auf. Lernen hat frei-

lich rein gar nichts mit Schulgebäuden oder Lehrplänen zu tun, sondern bedeutet die Suche nach einem Lehrer, der in der Regel bereits Meister ist und als Mentor und Vorbild dabei helfen kann, selbst Meisterschaft zu erreichen. Dieses Lernverhältnis hat allerdings etwas Hierarchisches und wirkt dadurch besonders anachronistisch.

2. Übung

Um ein Meister zu werden, braucht es in der Regel ungefähr 10.000 Stunden Übung. Hört sich viel an, aber entspricht ungefähr einem Jahrzehnt mit bloß 3 Stunden Übung pro Tag, etwa so viel wie Sportler trainieren und Musi-

ker auf ihrem Instrument üben. Das Üben selbst ist ein Ritual und will als solches zelebriert werden. Der Lehrling auf dem Weg zur Meisterschaft beginnt die Wiederholung zu lieben und in der Übung einen Zweck an sich zu sehen. Wer darin nur ein Mittel sieht und stets auf die bezweckte Verbesserung der Fertigkeiten schießt, wird kaum die nötige Geduld aufbringen. Denn die Verbesserung verläuft nicht gleichmäßig; über lange Zeiträume scheint kein Fortschritt spürbar, bis man dann plötzlich und unvermutet bemerkt, daß man eine neue Schwelle passiert hat.

3. Hingabe

Der Weg zur Meisterschaft hat eine transzendente Komponente und weist über den einzelnen hinaus. Es ist ein Weg der Sublimierung des Egos zugunsten der ganzen Persönlichkeit. Bequem ist dieser Weg selten, doch je größer der Widerstand, desto bedeutsamer der Schritt. Die größte Gefahr auf dem Weg ist der Stolz – jener Stolz des Lehrlings über das Überwinden einer Schwelle, der ihn darin schwelgen läßt und sich dabei genügen läßt, sodaß er keine weitere mehr zu nehmen vermag. Der wahre Meister setzt das Üben auch nach dem Erreichen der Meisterschaft fort,

mit derselben Bescheidenheit und Hingabe wie am ersten Tag. Unbeirrt wandert er dem Gipfel entgegen und am Gipfel angekommen, wandert er weiter. Denn sein Blick gilt nicht dem Ziel an sich, sondern dem Pfad. Diese Pfadorientierung, die Konzentration auf das Wirken im Hier und Jetzt, bringt ihn weiter und läßt ihn größere Ziele erreichen als die verbissenste „Zielorientierung“. Sein Pfad ist ein ewiger, ihn zu Wandern ist des Meisters Lust.

4. Selbstverständnis

Die Meisterschaft liegt also im Weg selbst, nicht im Zeitpunkt deren Erreichens. Man

wird nicht zum Meister, sondern ist es – lebt es als Einstellung. Heute tragen wir die Vorstellung in uns, ein Beruf „werden“ zu müssen und zu können, etwa in dem wir viele Jahre in einer Black Box verbringen und dann „geworden“ hinauskommen. Noch niemand ist im Medizinstudium Arzt „geworden“, niemand im Mathematikstudium Mathematiker. Wer angestrengt auf das Werden wartet, wird es nie sein. Wer sich auf das Sein konzentriert hingegen, wird werden – ein immer besserer Arzt oder Mathematiker. In der Motivationsforschung nennt diesen Zugang manchmal „Visualisierung“; man komme dem Erfolg näher,

indem man sich vorstelle, wie und wer man nach diesem Erfolg ist und sich fühlt. Tatsächlich gibt es nur einen Weg, etwas oder jemand zu sein, das oder der man noch nicht ist: Es zu sein. Wer nicht sein kann, kann nie werden. Der Weg zum Meister ist nur zu bewältigen in der tiefen, inneren Überzeugung, es schon sein – in jedem Moment, bei jedem Schritt Meisterlichkeit zu leben und ihr so ganz unbewußt näher zu kommen. Freilich, auch der größte Meister macht Fehler, und auf dem Weg sind die Fehler stets zahlreicher als die Erfolgserlebnisse. Der Meister jedoch führt auch nach Hunderten Fehlern den näch-

sten Schritt im vollkommenen Selbstverständnis aus, sein Bestes zu geben; irgendwann wird es ausreichen, um das Hindernis zu überwinden. Dieses zuversichtliche Selbstverständnis unterscheidet den wahren Meister von dem, der bloß davon träumt.

Diese Haltung schildert keinen spezifischen Handwerker zu einer spezifischen Zeit oder an einem spezifischen Ort. Es handelt sich um den Versuch, einen Archetypus als Essenz zu destillieren – den Archetypus des mit eigener Hand Werkenden, dessen Arbeit unabhängig von anderen Zwecken sinnstiftend ist. „Mit

eigener Hand“ ist nicht rein wörtlich zu nehmen, wenngleich es in der Regel wörtlich sein muß: Eine Tätigkeit, deren spezifisches Muster an Fertigkeiten uns „ins Blut“ übergehen kann und somit Teil von uns selbst wird. Diese Tätigkeit wird in der Regel Werkzeuge erfordern, in deren Einsatz wir Meisterschaft erlangen können. Das Werkzeug unterscheidet sich vom Automaten dadurch, daß es den Menschen nicht ersetzt, sondern ergänzt. An der Maschine ist nichts an sich Schlechtes, viele Maschinen können überaus nützliche Werkzeuge sein, andere sind Automaten. Auch der Automat ist nicht an sich schlecht,

nur erlaubt er die Existenzform des Handwerkers nicht, außer dem Automatenkonstrukteur. Wem die Arbeit Sinn stiftet, der verzichtet auf den Automaten – wie der Maler das Malen seiner Bilder nicht „auslagern“ wird. Welchen Anteil eines Werkes wir – angesichts der deutlichen Vorzüge der Arbeitsteilung – auslagern können, ohne daß es aufhört, *unser* Werk zu sein, ist eine schwierige Frage. Die Antwort darauf läßt sich wohl bloß spüren.

Auch der Eremit kann Meister sein; doch fehlt dem Eremiten ein ganz wesentlicher Aspekt des Werkes: anderen von Wert und dadurch

von Bedeutung zu sein. Das Schöne ist auch schön, wenn es niemand sieht, doch niemals wird es Menschen etwas bedeuten. Das Werk, das nicht unter Menschen wirkt, soll man es überhaupt Werk nennen? Kann es Werken ohne Wirken überhaupt geben? Den tiefsten, am stärksten befriedigenden Sinn erhält das Werk jedenfalls erst dadurch, für andere Menschen wertvoll zu sein – erst dann hat der Handwerker einen Wert geschaffen, und kann zuversichtlich sein, auch ein Werk geschaffen zu haben, nicht bloß einer Täuschung erlegen zu sein.

Die Nachfrage nach Handwerk

Nun gelangen wir zur Frage, welche Einstellung einer Nachfrage nach den Erzeugnissen des Handwerkers zugrunde liegt. Ist es aus Sicht des Nutznießers dieser Erzeugnisse nicht irrelevant, wie diese geschaffen wurden? Ist es nicht Verschwendung, aufwendiger als nötig und weniger als möglich zu produzieren? Wer sehnt sich in die Zeit zurück, als Glasfenster teurer Luxus waren, da sie von Glasern in mühsamer Handarbeit ungleichmäßig und kaum durchsichtig mit der Hand erzeugt werden mußten?

Das Handwerk, das nichts zu schaffen vermag, was andere Menschen für wertvoll erachten, verliert einen großen Teil seiner Bedeutung. Es verkommt dann wahrscheinlich zu einer Ertüchtigung oder einem dilettantischen Spiel, zu einem reinen Mittel eben, da es das bedeutende Ziel – anderen Menschen zu dienen – nicht mehr erreichen kann. Güter, die den Menschen selbst bloße Mittel sind, wollen diese so zahlreich, effektiv und günstig wie möglich. Bei der Produktion großer Zahlen und einheitlicher Durchschnittsqualität sind dem Menschen Maschinen stets überlegen. Mittel sind allerdings stets mittelmäßig, und

welchen Sinn soll es haben, mit Maschinen um Mittelmäßigkeit zu wetteifern. Welch Verschwendung von menschlichem Potential! Genau hier liegt die Gefahr der falschen Romantisierung, der abwegigen Sehnsucht nach jenem Handwerk, das die Maschinen zurecht und zum Glück verdrängen. Niemand sehnt sich danach, Zündhölzer von Hand zu fertigen und innerhalb kurzer Zeit an Phosphornekrosen elendiglich zu verenden, wie es das Schicksal jener traurigen „Handwerker“ war, die eigentlich bloß Handarbeiter waren – mit bloßer Hand die Überlebens-Mittel erringen mußten, über die wir heute dank Maschinen so zahl-

reich und günstig verfügen. Welch wunderbares Werk, welch großartiges Ergebnis menschlichen Schaffens stellen diese Maschinen doch dar im Gegensatz zum bloßen Zündholz!

Doch Menschen, die nur Mittel nachfragen, die also meinen, zum Leben bloß Mittel zu benötigen, sind traurige Existenzen. Sie entsprechen selbst Automaten, darum scheinen sie nur mit Automaten auszukommen. Sie essen bloß, um zu überleben – und begehen damit die größte Verschwendung, denn wozu überleben? Güter können unserem Leben Bedeutung geben, indem wir in ihnen auch

Zwecke an sich sehen. Diese Güter sind uns dadurch etwas Besonderes.

Doch scheint das Besondere nur neben dem Normalen bestehen zu können. Das Normale in diesem Sinne ist das Normierbare, das rein „Mittelmäßige“. Je weniger wir uns um diese Mittel sorgen müssen, desto mehr Platz können wir dem Besonderen schenken. Das Besondere ist gesondert und eigen, daher in der Regel keine Massenware (wiewohl die neue Massenware durchaus eine Zeit lang sehr besonders erscheinen kann). Der moderne Tanz um die Mittel führt zu einer Obsession mit

dem Normalen, die die innere Einheitlichkeit der heutigen Zeit schafft und dem Handwerker so wenig Platz zu lassen scheint.

Das Besondere hingegen ist auf den Handwerker angewiesen. Die menschlichen Ziele sind zu unterschiedlich, ihr Durchschnitt ist ohne jede Bedeutung. Bei Mitteln ist die Durchschnittlichkeit kommerzialisierbar, bedeutet sie doch die größtmögliche Instrumentalität für die meisten Menschen. So wie ein einzelner Schraubenschlüssel möglichst dem durchschnittlichen Schraubendurchmesser entsprechen sollte. Wo menschliche Zwecke

scheinbar massenweise in größter Einheitlichkeit erfüllbar sind, ist dies ein Hinweis darauf, daß hier in Wirklichkeit Mittel mit Zwecken verwechselt werden. Manchmal sind es Mittel, die darauf abzielen, was andere von uns denken, meist wissen wir selbst nicht wozu – es handelt es sich um Mittel, eben weil wir gar kein Wozu haben.

Das Produkt, das auch Zweck ist, ist Ausdruck unserer Persönlichkeit. Es darf nicht mit dem bloß „individualisierten“ Massenprodukt verwechselt werden, das wiederum bloß Mittel ist – tief in uns spüren wir dies auch, wenn wir

ehrlich sind. Nochmals: Das Massenprodukt als Domäne des Normalen ist nichts an sich Schlechtes. Aber ein Leben, das nichts Besonderes mehr zuzulassen oder zu erkennen vermag, ist ein leeres, lebloses Leben. Das zweckhafte, sinnstiftende Werk darf auch nicht mit dem scheinbar Besonderen des „Luxus“ verwechselt werden. Das moderne Luxussegment umfaßt in der Regel überteuerte Massenware, die deshalb „Luxus“ ist, weil sie sich nicht jeder leisten kann. Hierbei handelt es sich wiederum um reine Mittel (um Anerkennung zu erlangen oder als Szenecodes). Ähnlich verhält

es sich mit großen Teilen heutiger „Kunst“ und des „Designs“.

Selbstverständlich kann auch industriell Gefertigtes schön und hochqualitativ sein. Beim Erzielen von wahrer Qualität für vielfältige Persönlichkeiten, die für ihr besonderes Leben Besonderes suchen, gibt es jedoch keine Skalenerträge mehr. Diese Qualität im eigentlichen Wortsinn ist die Eignung eines Erzeugnisses als dieses Besondere, keine objektivierbare und standardisierbare Eigenschaft. Dies ist der natürliche Wirkungsbereich des Handwerkers. Der gute Handwerker nützt die be-

sten Werkzeuge, die ihm zur Verfügung stehen. Dies kann den Einsatz modernster Technik bedeuten, schließlich sind in der Geschichte auch die meisten technischen Fortschritte Handwerkern zu verdanken. Genauso kann der gute Handwerker auf Altbewährtes zurückgreifen. Technik ist kein Selbstzweck und noch lange kein Garant für Qualität im eigentlichen, persönlichen Sinne; dieser kann Technik aufgrund ihrer besonderen Affinität zum Normierten sogar hinderlich sein. Schließlich ist nicht der Kunde an das Erzeugnis, sondern das Erzeugnis an den Kunden anzupassen.

Die Seele des Unternehmertums

Nun sollte langsam deutlich werden, was im Titel mit der „Seele des Unternehmertums“ gemeint war. Unter „Seele“ wollen wir all das Immaterielle verstehen, das den Dingen besondere Bedeutung gibt, die über das Materielle hinausreicht: einen besonderen Bedeutungszusammenhang, eine besondere Sinnorientierung. Das Handwerk als Lebenseinstellung und Existenzform bietet einen solchen Bedeutungszusammenhang für unternehmerisches Handeln: Durch den transzendenten Charakter des Werkes und den Weg der Meisterschaft. Dieser Zugang ist zumindest eine

der Möglichkeiten, der Existenz des Unternehmers Sinn und Bedeutung zu geben jenseits der bloßen ökonomischen Funktion. Angesichts der Schwierigkeiten, denen sich unternehmerisches Handeln heute ausgesetzt sieht, handelt es sich hierbei wohl um eine existentielle Voraussetzung: Als bloßes Mittel hat das Unternehmertum längst ausgedient. Weit einfachere und bequemere Mittel führen heute zu Wohlstand und Prestige, doch handelt es sich um faustische Mittel, die uns nur im Tausch für Sinnleere und Gewissensnöte gegeben sind.

Zum Glück muß sich dieses sinnorientierte Unternehmertum nicht damit zufrieden geben, bloßer Selbstzweck zu sein, sondern vermag es, anderen Menschen dadurch zu dienen, ihnen wertvolle Mittel zu ihren Zwecken zu bieten. Dies kann das Unternehmertum mit Seele dadurch leisten, Erzeugnisse mit Seele zu schaffen. Die „Seele der Güter“ mag etwa darin bestehen, besonderen Menschen etwas Besonderes zu bedeuten, Identität zu vermitteln, Authentizität zu verkörpern oder die Liebe des Erzeugers auszustrahlen. Auch in einer zunehmend seelenlosen, gleichgeschalteten Welt läßt sich das menschliche Bedürfnis nach

Sinn niemals gänzlich abtöten – vielmehr entwickelt es sich zur immer dringenderen Sehnsucht. Das Handwerk, das durch den eigenverantwortlichen und sinnorientierten Unternehmer beseelt ist, vermag es in einzigartiger Weise, dieser Sehnsucht zu entsprechen. ■

Der Autor

DI Rahim Taghizadegan ist Gründer und Vorstand des Instituts für Wertewirtschaft. Er unterrichtet an zahlreichen Universitäten und publiziert laufend für das Institut und in Tageszeitungen und Magazinen. Als interdisziplinärer Querdenker widmet er sich der Aufdeckung moderner Illusionen, der Freilegung verlorenen Wissens und der Verknüpfung der zahllosen aufgetrennten Fäden heutigen Denkens.



**Diese Analyse können Sie hier herunterladen
oder nachbestellen:**
<http://wertewirtschaft.org/analysen>

Zum Weitergeben an Interessierte schicken wir Ihnen gerne vergünstigte Exemplare in größerer Zahl zu:

1 Stück	3€
5 Stück	10€
10 Stück	15€
20 Stück	20€
50 Stück	40€

Wenn diese Analyse wertvoll für Sie war

... würden wir uns freuen, wenn Sie unsere Arbeit zum Anlaß nehmen, um

- ✓ diese Analyse an Verwandte, Freunde, Bekannte, Mitarbeiter und Vorgesetzte weiterzugeben. Vergünstigte Exemplare schicken wir Ihnen dazu gerne zu: <http://wertewirtschaft.org/analysen>.
- ✓ eine unserer Veranstaltungen zu besuchen.
- ✓ Veranstaltungen mit Vortragenden des Instituts zu organisieren.
- ✓ das Institut für Wertewirtschaft, das seine unabhängige Tätigkeit ausschließlich durch freiwillige Beiträge finanziert, durch eine Spende zu unterstützen: Kontonummer

28824799900, Bankleitzahl 20111 (Österreich); IBAN AT332011128824799900, BIC GIBAATWW (Ausland) oder online auf <http://wertewirtschaft.org/spende>.

- ✓ Unsere Analysen als Mitglied abonnieren (siehe nächste Seite).
- ✓ uns Ihre Anregungen und Anfragen zu schicken: info@wertewirtschaft.org.



INSTITUT FÜR
Wertewirtschaft

Alberichgasse 5/12, A-1150 Wien

Fax: +43 1 2533033 4733

Email: info@wertewirtschaft.org

<http://wertewirtschaft.org>

Kontaktinformation (Name, Adresse, Email)

Zahlungsart

- Banküberweisung*
- Kreditkarte/Paypal
- Bar/Edelmetall (beiliegend)

*) Bankverbindung: Erste Bank (Österreich),
Kto.Nr. 28824799900, BLZ 20111
Ausland: IBAN AT332011128824799900,
BIC GIBAATWW.

Ihr Beitrag

- 60 € / Jahr: Mitglied
- 120 € / Jahr: Förderndes Mitglied
- 300 € / Jahr : Gründer
- 600 € / Jahr : Fördernder Gründer
- Patenschaft: _____ €

*Bitte faxen an +43 1 2533033 4733 oder senden
an: Institut für Wertewirtschaft, Alberichgasse
5/12, A-1150 Wien*

Online: <http://wertewirtschaft.org/spende>



WERTEWIRTSCHAFT.org

ISBN: 978-3-902639-11-0